

Politische Romantik, ethnischer Nationalismus und Indien

Michael Dusche

Sektion 6, IVG Tagung, Warschau, 4. August 2010, 15 Uhr

Zuallererst möchte ich dem Leiter unserer Sektion, Prof. Ulrich Breuer ganz herzlich dafür danken, dass er mich eingeladen hat und mir damit Gelegenheit gibt, meine Überlegungen zur politischen Romantik mit einem Publikum zu teilen, das in diesen Dingen viel bewanderter ist als ich. Mein Interesse an diesem Thema stammt nämlich nicht eigentlich aus der Germanistik sondern rührt von meiner Beschäftigung mit Praktischer Philosophie und Politischer Theorie her. Dabei interessieren mich insbesondere die historischen und sozialen Ermöglichungsbedingungen gelingender Politik im Einzelstaat und in Staatengemeinschaften. Ich nähere mich dem Thema politische Romantik daher auf dem Umweg über die jüngsten Historikerdiskurse über die Geschichte des Nationalismus und über die soziologischen Diskurse zur Geschichte der Moderne und ihres zentralen Paradigmas, des Säkularismus. Eine Einsicht aus der Auseinandersetzung mit Moderne, Religion und Säkularisierung und besteht in dem Verständnis des Bedeutungswandels von „Glaube“ und „Religion“ im Kontext der wachsenden Bedeutung von säkularen Paradigmen sozialer Ordnung wie dem des Nationalstaat.

Dazu zunächst einige Begriffliche Klärungen. Als „Glaube“ bezeichne ich hier das Bewusstsein, dass es objektive religiöse und kosmologische Wahrheiten gibt, die alle Menschen anerkennen müssen, wenn sie nicht als „Leugner“ dieser Wahrheit oder „Ungläubige“ gelten wollen. Dies scheint mir etwas mittelalterliches zu sein. Zu den über das Glaubenssystem transportierten Wahrheiten gehören dabei immer auch Vorstellungen über die richtige Ordnung von Gesellschaft.

„Eine Religion haben“ bedeutet dagegen die Anerkennung, dass es mehrere solche „Religionen“ oder auch „Konfessionen“ geben kann, die jeweils „für den betreffenden Gläubigen“ wahr sein

können, ohne dass dieser die bloße Existenz von Angehörigen anderer Religionen als Infragestellung seines Glaubens empfindet. Dies scheint mir etwas zu sein, was für die Neuzeit konstitutiv ist.

Was der Nationalismus als säkulares Paradigma sozialer Ordnung nun mit fatalen Folgen aus dem mittelalterlichen „Glauben“ macht ist der Glaube an die Objektivität von Nationen, verstanden als ethnisch definierte Bevölkerungsgruppen, die jede einen Staat für sich beanspruchen dürften und die jeweils die höchsten Loyalitäten und ins Diesseitige gewendete Heilserwartungen auf sich ziehen. Die moderne Nation verspricht an der Stelle des mittelalterlichen Glaubens das Heil im Diesseits, zumindest für zukünftige Generationen. Ihre Massenwirksamkeit verdankt sie dabei, wie zuvor schon die mittelalterlichen Glaubenssysteme, dem Versprechen, dass ihre Wohltaten allen ohne Ansehen des Standes zu Gute kommen würden.

Historiker scheinen sich einig zu sein, dass der Wandel von der Vorstellung von überwiegend territorial und dynastisch begründeter Staatlichkeit zur Vorstellung von Staatlichkeit, die sich auf eine als Nation begriffene Bevölkerungsgruppe stützt, in der Zeit um 1800 herum stattgefunden haben muss. Dieser Prozess bahnte sich schon seit Mitte des 18. Jahrhunderts in der anti-klassizistischen Reaktion der europäischen Peripherie an, etwa mit Albrecht von Hallers *Die Alpen* (1729), Justus Möasers *Arminius* (1749), Paul-Henri Mallets *Edda* (1755), Johann Jakob Bodmers *Nibelungenlied* (1757), und James Macphersons *Fingal* (1761). Im Bereich der Philosophie waren es Herders *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit* (1784/85), die auf der kulturellen Gleichberechtigung aller menschlichen Kulturen bestand.

Die Pointe dieser zunächst intellektuellen, ästhetischen Bewegung, war zu zeigen, dass Zivilisation nicht notwendig auf die griechisch-römische Antike gegründet sein musste, um Respektabilität zu verdienen. Auch jenseits des griechisch-römischen Vermächnisses gab es Epen, die man mit denen Homers vergleichen konnten. So begann man sich für die keltischen und germanischen Sagen zu interessieren. Politisch betrachtet, war dies natürlich auch eine Spitze gegen den Anspruch Frankreichs, die legitime Erbin der klassischen Antike zu sein, und daher mit Recht eine kulturelle Hegemonie in Europa beanspruchen zu dürfen. Diese Spitze mündet jedoch noch nicht in die For-

derung nach einer politischen Selbstbestimmung solcher durch ihre je eigenen Sprachen und Kulturen bestimmten Völker. Die amerikanischen Revolutionen und die Französische Revolution sind daher immer noch von der in der Aufklärung entwickelten Vorstellung gekennzeichnet, dass das Staatsvolk sich vom Staat herleitet und nicht umgekehrt.

Dieser Kontext beginnt sich mit der Wende zum 19. Jh. zu wandeln. Mit dem Ende der ersten französischen Republik und dem Beginn des ersten Kaiserreichs entsteht auch in Frankreich ein Bewusstsein dafür, dass der sich an der Antike orientierende Klassizismus, auf den sich noch die amerikanischen und französischen Revolutionäre und auch die erste französische Republik beriefen, im restlichen Europa langsam aus der Mode gekommen war. Mit dem Wegfall der Republik mussten darüber hinaus neue Legitimationsquellen für die symbolische und politische Repräsentation einer französischen „Nation“ erschlossen werden, die beginnt, sich über gemeinsame Kultur und Abstammung zu definieren.

In Frankreich besinnt man sich auf die Gallier als Ahnherren der Nation und gründet 1805 die *Académie Celtique* (später, ab 1813 *Société des Antiquaires de France*). Die *Académie*, an der auch Jakob Grimm sein Handwerk lernte, betrieb Ethno-Archäologie in ganz Europa und wurde damit zur Geburtshelferin vieler neuer „Nationen“ vor allem in Mittel- und Osteuropa. Dass dies in die Zeit der politischen Romantik in Deutschland fällt, scheint mir kein Zufall zu sein. Es scheint, dass das Paradigma des „National“-Staats – im Gegensatz zum Territorialstaat – mit der Wende zum 19. Jahrhundert in ganz Europa langsam an Bedeutung gewinnt, so dass auch Staaten, die sich vor dem nicht als „Nationen“ im ethnischen Sinn verstanden, wie Frankreich und später auch England, langsam beginnen, sich als solche umzudeuten.

Im Gefolge der napoleonischen Eroberungen und der Mobilisierung der europäischen Bevölkerungen gegen die französische Besatzung bekam die Hinwendung zum Ethnischen eine aggressive Note. Preußische und österreichische Eliten bedienten sich der romantischen Ideen zur Mobilisierung des Widerstands und auch einige Protagonisten der deutschen Romantik wie Friedrich

Schlegel und Adam Müller wurden politisch aktiv, indem sie für Wien die Propagandatrommel rührten.

Ein besonders gutes Beispiel für diese Entwicklung von einer noch der Aufklärung verpflichteten Beschäftigung mit den ehemaligen „Barbarenvölkern“ Europas hin zu einem aggressiv ethnischen Nationalismus scheint mir Friedrich Schlegel zu sein. In seinen Jenaer Jahren bewegte sich Schlegel noch in der Verlängerungslinie der Aufklärung und bewunderte den Republikanismus der französischen Revolutionäre. Erst in den Jahren seines Pariser Aufenthalts von 1802/3 übernahm Schlegel nach und nach reaktionäre Gedanken. Was war passiert?

Ein einschneidendes Erlebnis muss für Friedrich Schlegel seine Reise nach Paris gewesen sein. In der Metropole des frühen Industriezeitalters hat Schlegel möglicher Weise eine Art Kulturschock erlebt. In der Folge wendet er sich heftig gegen das moderne Stadtleben mit seiner Industrie und seinem Kommerz. Nostalgisch denkt er an seine Wanderung durch Thüringen zurück und verklärt die „Felsenschlösser auf Berges Höhen, da die Ritter des herrlichen Landes lebten“ (*Reise nach Frankreich*, 1803).

Dies hat auch Konsequenzen für sein politisches Denken. Für Friedrich Schlegel, der seine politischen Gedanken in den Wiener Vorlesungen zwischen 1804 und 1806 entwickelt, führt der Republikanismus, den er noch wenige Jahre zuvor für die perfekte Regierungsform hielt, zum Verfall. Allein die Monarchie kann seiner Ansicht nach den Frieden wahren – keine konstitutionelle Monarchie, wohl gemerkt, sondern eine absolute. Für Schlegel steht fest, „daß die Grundlage der wahren Monarchie die strenge Eintheilung in Stände ist“. In für die deutsche Romantik beispielgebender Weise verknüpft Schlegel damit mittelalterliche Vorstellungen von Ständeordnung, neuzeitliche Vorstellungen von absoluter Monarchie und moderne Vorstellungen von „Volk“ und „Nation“. Eine wahre Nation gleicht für Schlegel einer eng geknüpften Familie, in der idealerweise alle durch Blutsbande und gemeinsame Abstammung verbunden sind. Er sieht in der Einheit der Sprache das unverbrüchliche Zeichen gemeinsamer Abstammung.

Schlegel ist davon überzeugt, dass die nationalen Besonderheiten der Deutschen nie besser zum Ausdruck gekommen seien als im Mittelalter. Obwohl die romantische Rede von „den Menschen“ oder „dem Volk“ Standesunterschiede einzuebnen scheint, wird doch deutlich, wer gemeint ist. Mit „Felsenschlössern“ und „Rittertum“ werden die Insignien der ländlich-feudalen Elite beschworen und nicht etwa eine Nation von gleichgestellten Citoyens. Damit wird Schlegel im Gewande eines für damalige Begriffe fortschrittlichen Denkens zum Anwalt des *Ancien régime*. So macht er sich unentbehrlich für die aristokratischen Schichten in deutschen Landen, die sich angesichts der Entwicklungen in Frankreich in ihrer Vormachtstellung bedroht sehen. Er verschafft ihnen eine neue Legitimationsbasis, indem er sie zu „Stammesführern“ altherwürdiger Barbarenvölker macht und die Standesunterschiede historisch verklärt, gegen die republikanische und demokratische Kräfte schon aufbegehren.

Interessanter Weise spielt in diesem ideologischen Unternehmen Indien eine wichtige Rolle. Die Hoffnungen, die Friedrich Schlegel an die Kenntnis des alten Indiens und seiner Sprachen knüpft, stehen in direkter Verbindung mit seiner Suche nach einem Gegenmodell zur okzidentalen (französischen) Gesellschaft, die für ihn durch Verfall und Zersplitterung gekennzeichnet ist. Seit der Antike hat sich seiner Ansicht nach die Tendenz durchgesetzt, die Welt „im Modus der Reflexion“ zu verstehen und sie den Kategorien des Denkens entsprechend zu fragmentieren, anstatt sie unmittelbar und in ihrer Ganzheit zu erfassen. Für ihn gipfelt der Geist der Analyse und der Zergliederung in der Herrschaft der Vernunft. Mit dem Glauben an Wissenschaft und Fortschritt geht Schlegel zufolge die Unfähigkeit zur Anschauung der ursprünglichen Einheit und die Unfähigkeit zum religiösen Glauben einher. Symptome dieser Fehlentwicklungen sind, aus Schlegels Perspektive, die Kirchenspaltungen vergangener Jahrhunderte und die Französische Revolution. In den Augen Schlegels ist es allein dem Orient gelungen, dieser Tendenz zu entrinnen. Aus ihm erhofft er sich daher die notwendige Abhilfe für den fehlgeleiteten Okzident.

Dabei ist ihm der Orient überwiegend identisch mit Indien. Dort, im Studium des Sanskrit und der alt-indischen Zivilisation, sucht Schlegel den Schlüssel zur verlorenen Ur-Einheit. Schlegel postu-

liert eine Verwandtschaft zwischen Sanskrit, Latein, Griechisch, Persisch und Deutsch, die er einer gemeinsamen Abstammung zuschreibt. Dabei postuliert er das Sanskrit als Ursprungssprache, aus der sich, seiner Meinung nach, die anderen indo-europäischen Sprachen entwickelt hätten. Für Schlegel gewann der Bezug zum Sanskrit eine religiöse Dimension. Da er sich die menschliche Geschichte als Verfallsgeschichte vorstellte, musste ihm das Sanskrit als diejenige Sprache erscheinen, die der Sprache der ursprünglichen Einheit und der göttlichen Offenbarung am nächsten stand. In seinen Schriften aus den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts (*Reise nach Frankreich* [1802]; *Über die Sprache und Weisheit der Indier* [1808]) denkt Schlegel daher, dass eine Erneuerung des Okzidents nur aus dem Orient kommen könne, dem einzigen Teil der Welt, der noch Spuren der ersten Offenbarung berge.

Im Gegensatz zu Herder, der den eigenständigen Wert aller menschlichen Zivilisationen und Kulturen unterstreicht, stellt Schlegel die alt-indische Zivilisation über die anderen Kulturen. Damit verfolgt er eine Strategie: Indem er zeigt, dass die okzidentale Zivilisation ihren Ursprung in Indien hat, macht Schlegel der klassischen Antike ihren Anspruch streitig, als einziger Maßstab für jedwede Zivilisation zu gelten. Dies hatte einen willkommenen Nebeneffekt. Indem er meinte zeigen zu können, dass die Barbaren der Antike von den Indern abstammten, verschaffte er ihnen einen Platz unter den zivilisierten Völkern. Für Schlegel waren damit die Germanen keine Barbaren sondern ein freies Volk mit eigener Zivilisation, dem die Römer ein tyrannisches Joch aufzwingen wollten. Als Beweis für die Behauptung der Abstammung der Germanen von den alten Indern diente ihm der Föderalismus der germanischen Stämme. Ihn hielt er für eine verbesserte Form des Kastensystems.

Letztlich diente Schlegel der Rückgang auf das Sanskrit aber dazu, die Vorfahren der Deutschen nicht nur zu rehabilitieren, sondern ihre Überlegenheit gegenüber anderen europäischen Völkern zu behaupten. Es reichte Schlegel nicht, zu zeigen, dass auch die Deutschen, wie andere europäische Völker, auf eine Jahrtausende alte Zivilisation zurückblicken konnten. Die Zivilisation, auf die sie zurückblickten, musste Schlegel zufolge noch ursprünglicher und damit ehrwürdiger sein, als

die des klassischen Altertums. Da es die Franzosen waren, die sich in der Zeit des Absolutismus und der Revolution auf die griechisch-römische Antike beriefen, war mit dem Rückgang aufs Sanskrit nicht nur eine Emanzipation der deutschen Kultur vom französisch dominierten Klassizismus erreicht. Es wurde eine Überlegenheit beansprucht, die für Schlegel in der größeren Authentizität der deutschen gegenüber der französischen Kultur bestand. Für Schlegel stand die deutsche Sprache in einer Kontinuität mit dem Sanskrit, die der Sprache der Franken durch ihr „Fremdgehen“ mit dem Lateinischen abhanden gekommen war. Die Franzosen waren aus Schlegels Perspektive gewissermaßen „unechte Deutsche“, die ihre germanischen Wurzeln gekappt hatten, indem sie die latinisierte Volkssprache ihrer römischen Untertanen annahmen.

Ethnischer Nationalismus wird damit zu einem Fall von Identitätspolitik. Diese benutzt die Herabwürdigung des „Anderen“ zur Steigerung des Selbst. Das „Andere“ der Deutschen variierte im Verlauf der Geschichte (Türken, Franzosen, Juden). Aber diese Technik zur Stabilisierung des kollektiven „Selbst“ bei gleichzeitiger Herabsetzung „Anderer“ war nicht nur den Deutschen bekannt. Andere haben sich darin versucht und sie haben sich dabei manchmal von den Schriften der Romantiker anregen lassen. Ihr ethnischer Nationalismus inspirierte Ungarn, Tschechen, Serben, Rumänen, Türken und weiter östlich gelegene „Völker“. Und so möchte ich hier kurz auf die Anzeichen eines Transfers romantischer Ideen von Deutschland nach Indien hinweisen.

In Indien waren die Träger nationalistischer Ideen zumeist Studenten an britischen, gelegentlich auch deutschen Universitäten. So studierte Vinayak Damodar Savarkar von 1906 bis 1910 in England und verbrachte mehrere Jahre in Festungshaft auf den Andamanen, wo er sich mit westlicher, und besonders ursprünglich deutschsprachiger politischer Philosophie beschäftigte und seine Mitgefangenen in politischer Theorie und Nationalismus unterrichtete. Der Hindu-Nationalist bezieht sich z.B. auf den schweizer Juristen Johann Caspar Bluntschli, den er zwischen 1910 und 1924 auf den Andamanen las und an seine Mitstreiter weitergab. In seiner Theorie des Nationalstaats unterscheidet Bluntschli zwischen „Hauptnation“ und „untergeordneten Volkselementen“. Diese Idee

gefiel Savarkar, erlaubte sie ihm doch, die Überlegenheit der „Hindu-Nation“ gegenüber den Muslimen des Subkontinents zu behaupten.

Ende des neunzehnten Jahrhunderts und in der ersten Hälfte des zwanzigsten hatte sich der Ideologietyp des ethnischen Nationalismus weiterentwickelt. Er umfasste nun auch sozialdarwinistische Begriffe wie „Rasse“ und „Fitness“. Mit Herbert Spencer erklärte der Sozialdarwinismus Darwins Gesetz vom „survival of the fittest“ zum „Naturgesetz“ menschlicher Gesellschaften. Diese Denkrichtung gestattete es den europäischen Mächten, ihre Herrschaft über nicht-europäische „Völker“ sowie ihre Hegemoniebestrebungen untereinander zu rechtfertigen. Das Denken der politischen Romantik, angereichert um die Begriffe des europäischen Rassismus und gipfelnd in der Ideologie des Nationalsozialismus, beeinflusste nun die Ideologen des Hindutums. Der Ideentransfer war eklektisch, und seit der Ermordung Mahatma Gandhis 1948 vermieden es die Hindutva-Ideologen, offen mit dem europäischen Faschismus oder mit dem Nazismus in Verbindung gebracht zu werden. Man muss aber von einer Affinität zwischen Hindu-Nationalismus und europäischem Faschismus ausgehen, mit gemeinsamen Bezugspunkten in der deutschen Romantik. So beziehen sich sowohl die Nazis als auch die Hindutva-Ideologen auf Herder, Fichte und Schlegel.

In meinen Papers gehe ich der Frage nach, welche Umstände bestimmte Bewegungen und ihre Anführer dazu verleiten, sich der Ideologie und Praxis des ethnischen Nationalismus zu bedienen.

Die Attraktivität des ethnischen Nationalismus kann in dem Umstand bestehen, dass er Teilhabe an Politik suggeriert ohne die Institutionen bereit zu stellen, die demokratische Teilhabe tatsächlich möglich machen. Damit wird er zum Surrogat von Demokratie für die im Namen des ethnischen Nationalismus mobilisierten Massen, wahrt aber den Machtanspruch ihrer Anführer, die sich so einer demokratischen Legitimation nicht stellen müssen.

In Ermangelung institutioneller Mechanismen zur Bestimmung derjenigen, die diese Gruppen in legitimer Weise repräsentieren dürften, finden ethnische Nationalisten symbolische Formen der Repräsentation. Die Metapher, die dabei oft bemüht wird, ist, wie bei Schlegel zu sehen ist, die des

Körpers als Organismus. In einem Organismus repräsentiert in gewisser Weise jedes Teil das Ganze und umgekehrt. Die Metapher hat jedoch einen entscheidenden Nachteil. Sie lässt ein grundlegendes Merkmal gemeinschaftlichen menschlichen Lebens außer Acht, und zwar die Unvermeidlichkeit von widerstreitenden Interessen und die daraus folgende Notwendigkeit, Konflikte zu artikulieren und ohne Einsatz von Gewalt zu lösen.

Organe oder Gliedmaßen können im Prinzip keine anderen Zwecke haben als die im Plan des Organismus für sie vorgesehenen. Kommt es dennoch zum Konflikt, greift das Immunsystem beispielsweise den eigenen Körper an, so spricht man von Krankheit. Wenn man diese Sichtweise nun von der Metapher auf die wirkliche Gesellschaft überträgt, so ergibt sich eine eigenartige Auffassung von Interessengegensätzen. Diese werden in der organizistischen Auffassung von Gesellschaft zu Analogien von Krankheit. Krankheiten aber gehören bekämpft, eliminiert oder unterdrückt. Wer die Einheit einer „Nation“ als etwas Organisches auffasst, kann nicht anders als interne Konflikte als Bedrohungen ihres ontologischen Status aufzufassen. Innerer Konflikt wird so für den Einzelnen oder die Gruppe zu einem Prüfstein der Loyalität und muss um der Einheit willen unterdrückt werden. Ein Prozess des rationalen Ausgleichs ist in dieser symbolischen Ordnung nicht vorgesehen. Weil politisch rationale und moralisch vertretbare Wege der Konflikt-Mediation nicht zur Verfügung stehen, neigt der ethnische Nationalismus dazu, innere Konflikte zu unterdrücken bzw. die Vertreter antagonistischer Interessen zu eliminieren.

Die Notwendigkeit der Unterdrückung von Differenz lässt ethnische Nationalisten zu einem probaten Mittel greifen. Der Trick besteht darin, eine Ausnahmesituation zu beschwören, die durch eine innere oder äußere Bedrohungslage (fiktiv oder real) gerechtfertigt wird. Mit Verweis auf diese lässt sich argumentieren, dass innere, weniger wichtige Differenzen so lange zurückstehen müssen, wie man gemeinsam dieser Bedrohung begegnen muss. Die Notlage lässt die Artikulation innerer Differenzen wie Verrat an einem Burgfrieden erscheinen. Da innere Geschlossenheit durch einen Appell an den Burgfrieden leichter zu erreichen ist, dient die Projektion eines inneren oder äußeren „Feindes“ der Stabilisierung der politischen Gemeinschaft. Indem dies die Homogenität

der eigenen Gemeinschaft erhöht, führt die Feinbildprojektion auch zur Stereotypisierung und Homogenisierung des „Anderen“ in der eigenen Wahrnehmung.

Solche Feinbildstereotype können eine gewisse Eigendynamik entwickeln und zur sich selbst erfüllenden Prophezeiung werden. So wird ethnischer Nationalismus auch heute noch zu einer der Hauptquellen für inner- und zwischenstaatliche Konflikte. Dies wird durch die Tatsache verschärft, dass die Grenzen zwischen ethnisch definierten Gruppen niemals eindeutig sind. Menschen verschiedener ethnischer Zugehörigkeiten leben normalerweise gemischt in überlappenden Siedlungsgebieten und in gemischten Städten. Es gibt kaum eine Ethnie, die alleine ein Gebiet besiedelt. Das Spiel mit dem ethnischen Nationalismus ist daher ein Spiel mit dem Feuer der Zwangsassimilation, der ethnischen Säuberung, des Völkermords und des Kriegs. Nationen, die sich auf der Grundlage von Ethnizität definieren, müssen daher fast aus Notwendigkeit mit anderen Nationen oder „nationalen Gruppen“ in Konflikte über Territorien und Staatsangehörigkeiten treten.

Da dies alles seit langem bekannt ist, stellt sich die Frage, warum der Nationalismus im Allgemeinen und der ethnische Nationalismus im Besonderen immer noch derartige Leidenschaften zu entfachen vermag, dass ganze Bevölkerungsgruppen immer wieder alle Vernunft in den Wind schlagen und wie Stammeskrieger übereinander herfallen. Dies muss eine tiefere Bewandnis haben als nur die Verführbarkeit durch Macht und Gewinn und vermeintliche „ontologische Sicherheit“. Seine Attraktivität besteht, wie wir eingangs bemerkt haben, in seiner quasi-religiösen Funktion der Bündelung von Loyalitäten und diesseitigen Heilserwartungen.